

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history

Herausgeber: Schweizerisches Nationalmuseum

Band: 6 (1944)

Heft: 3

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen

ERWIN GRADMANN UND ANNA MARIA CETTO: *Schweizer Malerei und Zeichnung im 17. und 18. Jahrhundert*. Holbein-Verlag, Basel 1944.

Nachdem die beiden früheren Bände des Holbein-Verlags zwei Blütezeiten der schweizerischen Malerei, nämlich das 15./16. und das 19. Jahrhundert behandelt hatten, durfte man mit besonderem Interesse dem dritten Buch aus derselben Reihe entgegensehen, das sich die dazwischenliegenden Jahrhunderte zum Thema wählt. Wohl haben Namen wie Liotard, Geßner, Graff und Fießli auch das 18. Jahrhundert zu einer reichen Epoche der schweizerischen Kunst gestempelt, und eine Reihe von Monographien haben diesen Ruhm erhärtet. Das 17. Jahrhundert indessen ist bis heute auf weite Strecken hin Neuland geblieben, beschattet von der Nachrede unfruchtbaren Zwanges auf allen Gebieten, wo ein absolutistischer Staat im Verein mit einer orthodoxen Kirche seinen fast unumschränkten Einfluß behauptete. Eine solche negative Beurteilung jenes Jahrhunderts hat erst die jüngste Zeit zu revidieren begonnen, wie denn die Jahrzehnte des damaligen großen Krieges mit ihrer Todesnähe, die religiöse Inbrunst, die neben allem äußeren Fanatismus in den Glaubenskämpfen vorhanden ist, kurz die Tiefen und Spannungen des Irrationalen unserer Gegenwart in mancher Beziehung näher stehen als der alle Fragwürdigkeit des Daseins scheinbar lösende Vernunftglauben der Aufklärung.

Aber auch diese Neubewertung, welche von gewandelten Gesichtspunkten aus heute das Zeitalter des Hochbarocks erfährt, kann hinsichtlich der Schweiz über eine gewisse Ermattung des künstlerischen Schaffens nicht hinwegtäuschen. Gerade die Entwicklung kleiner Länder braucht Zeiten der Ruhe und der Regeneration, bis dann auf die Brache ein neues Erwachen folgt, und nicht zuletzt der Gang der schweizerischen Kunstgeschichte bestätigt diese naturhafte Gesetzmäßigkeit.

Es ist daher begreiflich, daß in solchen Epochen der spezifisch schweizerische Charakter in den künstlerischen Äußerungen zurücktritt. Wie damals der Staat,

so steht mit großen Gebieten der übrigen Kultur auch die Kunst im Zeichen ausländischer Einflüsse, die nun ungleich stärker als vorher und nachher zur Geltung kommen. All das aber sind Gegebenheiten, die eine Charakterisierung der schweizerischen Malerei während des Barocks zu einer durchaus nicht leichten Aufgabe machen. Erwin Gradmann ist in seiner Einleitung sich dieser Schwierigkeiten bewußt, die er mit Takt und Gewandtheit zu meistern sucht. Sein sachliches Wissen, das im Hinblick auf das 17. Jahrhundert sich auf nur verhältnismäßig wenig brauchbare Vorarbeiten stützen konnte, reicht bedeutend über das im Buch Gesagte und Gezeigte hinaus. Mit den Kenntnissen um manche bisher kaum richtig beurteilte Maler verbindet sich die Einsicht in die Problematik des Stoffes. Die klassische Frage der schweizerischen Kunstgeschichtsschreibung, ob Schweizer Kunst oder Kunst in der Schweiz, wird für das 17. Jahrhundert im wesentlichen in letzterem Sinne entschieden, denn es ist die Zeit, da die führenden Schweizer Maler meist ins Ausland gehen und ihre Stelle in der Heimat oft von Fremden eingenommen wird. Konfessionelle und politische Spaltung verhindern eine zusammenhängende Kunst, und die einzelnen Zentren, die sich in den größeren Städten bilden, bleiben zeitlich und örtlich isoliert. Die katholische Kirchenmalerei, wo allenfalls eine größere Kontinuität festzustellen wäre, ist mit Ausnahme des eng mit der italienischen Entwicklung verbundenen Tessins nicht berücksichtigt.

Die verschiedenen, aus politischen und kulturellen Kräften entspringenden Bedingungen der damaligen schweizerischen Malerei kennzeichnet Gradmann mit dem glücklichen Begriff des «Klima», dessen überwiegende Ungunst freilich während des 17. Jahrhunderts für ihn offensichtlich ist. So scheint dem Verfasser, daß der Schweizer dem Barock nur in einer gemäßigten Zone begegnen konnte, wie denn unter anderem trotz der ähnlichen Lage jene damals für Österreich so fruchtbare Durchdringung von Nord und Süden fehlt. Dennoch werden, nachdem einmal die einschränkenden Umstände festgestellt sind, eine ganze Reihe von achtbaren Begabungen sichtbar, was übrigens auch der sorg-

fältig ausgestattete Bildteil des Buches bestätigt. Gradmann versteht, die einzelnen bisher meist wenig bekannten Meister in feiner künstlerischer Einfühlung zu profilieren, so den am Prager Hofe berühmt gewordenen Joseph Heintz d. Ä., den Berner Bildnismaler Johannes Düntz, ferner Joseph Werner d. J., der in der Aarestadt eine Akademie gründete, den Basler Johann Rudolf Huber d. Ä. und eine Reihe von Genfer Vorläufern Liotards.

Einzelne Handzeichnungen ergänzen die neugewonnene Sicht auf das 17. Jahrhundert. Die Druckgraphik, die wohl den vorhandenen Rahmen zu sehr gesprengt hätte, ist weggelassen, obwohl sie durch ihren auch damals besonders volksverbundenen Charakter manchen eigentümlich schweizerischen Zug verraten hätte. So konzentriert Gradmann seine Studie im wesentlichen auf die damals für die Schweiz bestimmenden Themen der Bildnis- und der Landschaftsmalerei, um hier zu zeigen, wie die Entwicklung ohne Bruch zu dem neuen Aufschwung des 18. Jahrhunderts führt. Dieser Epoche, in der sich die europäische Stillage mit den eigenen Veranlagungen des Landes fruchtbar begegnet, ist verständlicherweise der überwiegende Teil des Buches gewidmet. Auch auf bekannterem Boden wahr dabei die Darstellung ihre Selbständigkeit, worauf hier indessen nicht mehr eingetreten werden soll, nachdem der Raum dieser Besprechung absichtlich dem 17. Jahrhundert vorbehalten blieb.

Neben der Einleitung und den 71 teils farbigen Bildtafeln erscheinen die biographischen Notizen und die Bilderläuterungen von Dr. Anna Maria Cetto durchaus nicht nur als Anhang. Nicht nur schaffen die umfassenden Literaturangaben eine wertvolle Bibliographie, sondern auch zahlreiche eigene Hinweise und Beiträge, die sich auf eingehende eigene Arbeiten stützen, bereichern das bisherige Bild der Forschung und verleihen, wie schon in den früheren Publikationen der gleich Reihe, diesem Teil seinen besonderen Wert.

Richard Zürcher.

Schöne Miniaturen aus Handschriften der Kantonsbibliothek Luzern. Herausgegeben von Dr. JOS. SCHMID. Band I, Luzern 1941. – 36 Seiten beschreibendes Verzeichnis der Miniatur-Handschriften und 53 Tafeln. *Schöne Miniaturen aus Schweizerischen Bibliotheken.* Herausgegeben von der Schweizer Bibliophilen Gesellschaft.

Das dilettantenhafte Interesse für schöne Miniaturen ist wohl so alt wie die Freude am Malen überhaupt und am Bemalen der Wände wie der Seiten und Buchstaben geschriebener Texte. Die ältere Handschriftenforschung legt diesen schmückenden Beigaben darum auch gar

keine oder nur sehr karge Bedeutung bei. Erst seit Jules Quicherat in der Zeitschrift *Bibliothèque de l'École des Chartes* 19 (1858), S. 393, seine *Histoire de l'ornementation des manuscrits* ankündigte, wurde das wissenschaftliche Interesse für die Miniaturforschung wach. Ja, man kann sagen, mit Quicharts Bemühen beginnt eine neue Wissenschaft, bzw. ein neuer Zweig in der Erforschung der alten Handschriften, denn seine Ankündigung war ein Appell und enthielt ein Programm. Seitdem ist in den verschiedensten Ländern allerlei für die Geschichte der Miniatur geschehen. Man ist sich klar geworden über systematische und methodologische Fragen; manches wertvolle Kapitel wurde mehr oder weniger kompetent geschrieben; die Geschichte einzelner Schulen und Schulzusammenhänge wurde aufzudecken versucht. Man ist auf bestem Wege zu einer allgemeinen Geschichte der Buchmalerei.

Die vorliegende Arbeit hat zunächst kein direktes wissenschaftliches Interesse. Sie soll den Mitgliedern der Schweizer Bibliophilen Gesellschaft, für die es als Jahrgabe für 1941 in 250 nummerierten Exemplaren hergestellt wurde, zeigen, welche «außerordentlich reiche ungehobene Schätze» die Bibliotheken der Schweiz, besonders aber die Bibliotheks- und Archivstätten Luzerns bergen. Das wird wohl der Grund sein, weshalb jede wissenschaftliche Einführung über das Miniaturwesen und in die neu beginnende Sammlung fehlt, und weshalb in dem beschreibenden Verzeichnis von dem sonst üblichen Nachweis der Texte abgesehen wird. So tritt dem Leser, öffnet er die Sammlung, gleich und ohne weiteres eine Gregoriushandschrift entgegen, die undatiert aus Oberelsaß-Burgund und aus der «Mitte bis letztem Viertel des XII. Jahrhunderts» stammen soll. Der darin enthaltene Pateriustext (bei Migne 79,685 C bis 694 B) kommt mit Exzerpten von Gregor in der Zürcher Handschrift Car. C 169e vor. Für derartige wissenschaftlich sein wollende Beschreibungen ist es ratsam, sich an die bewährten, für Beschreibungen von Handschriften aufgestellten «Leges» der vatikanischen Handschriften zu halten, wie ich das in meinem Katalog der mittelalterlichen Handschriften mit kleinen, den Wünschen der Zürcher Bibliotheksverwaltung entsprechenden Kürzungen aus Rücksichten der Sparsamkeit getan habe. Man hat dann am Kopfe der Handschrift die notwendigsten «Personalien», in einer Schlagzeile den Hauptinhalt und, nach einer sorgfältigen Beschreibung und dem Nachweis der Texte, endlich im Kleindruck alles zusammen, was zur Geschichte der Handschrift beitragen kann. Die Anordnung der Beschreibungen in der vorliegenden Arbeit wirkt verwirrend, indem alle Äußerlichkeiten am Kopfe der Beschreibung untergebracht sind, bzw. an zwei Stellen, zu Anfang und auch noch am Schlusse.

Dr. Schmid hat aus der Luzerner Kantonsbibliothek im ganzen nur sechzehn Handschriften aufbringen können, die nach seiner Auffassung «schöne Miniaturen» enthalten. Davon gehören nur sechs Handschriften nach St. Urban: eine Bibel, ein Legendar und vier Chorbücher mit insgesamt dreizehn Tafeln. Die übrigen Miniaturen verteilen sich wie folgt: vierundzwanzig Tafeln aus Handschriften, die im Elsaß, Burgund bzw. in Süddeutschland lokalisiert werden – eine Tafel aus einer südfranzösischen Handschrift und eine Tafel aus einer nordfranzösischen, vier Tafeln niederländischer Herkunft und zehn Tafeln deutscher Schulen. Textlich interessant ist außer der genannten Bibelhandschrift und der Gregoriushandschrift noch ein (auf 1338 datiertes) *Speculum historiale* des Vincenz von Beauvais. Der Rest besteht aus liturgischen Handschriften.

Besonderer Erwähnung bedarf das Legendar (PMs 14/fol) in drei Bänden. Es enthält außer (Bl. 217^v–220^v) einer *Passio s. Mauritii et sociorum eius* im ersten Bande (fol. 173^r–176^v) eine *Passio Felicitis et Regulae*, die bereits A. Lütolf in seinen *Glaubensboten der Schweiz vor St. Gallus* (Luzern 1871) gekannt und genannt hat (S. 194). Sie gehört neben einer Basler Handschrift mit der Rezension «*Qui decem plagis*», die Hottinger (im Jahre 1667) herausgab. Der stark klaffende Unterschied in der Datierung, die Lütolf der Urbaner Handschrift mitgibt (14./15. Jh.) und die Dr. Schmid ihr aufsetzt («um die Wende des XII./XIII. Jh.»), löst sich vielleicht aus einem von Schmid übersehenen inneren Kriterium. Auf Blatt 43^v ist nämlich ein Dominikaner «Samuel Lombardus» genannt und ein von ihm bisher nicht bekannter Traktat *De affectu penitentis et fiducia remissionis peccati* (Schmid, der die Titelergänzung vom Rande abschreibt, übersieht, daß der von ihm mit Punkten als fehlend angegebene Titelanfang in der Spalte steht). Wir finden einen Dominikaner «Samuel Lombardus» auf einem Provinzialkapitel zu Vincenza vom Jahre 1307 (vgl. *Alfonso D'Amato: Atti del capitolo provinciale della Lombardia inferiore celebrato a Vincenza nel 1307: Archivium Fratrum Praedicatorum* 13 [1943] S. 45). Sind diese Persönlichkeiten aber, was wahrscheinlich ist, identisch, dann wird man sich näher an die Datierung Lütolfs anschließen müssen als an die Schmid's. Nebenbei sei dann noch bemerkt, daß das lose Blatt (von Schmid 129–133 foliiert) nicht an seinem Platze steht. Die richtige Reihenfolge (vgl. den Inhalt des Textes) läuft so: 131, 132, 134, 130 statt der jetzigen 130, 131, 132, 133. – Ein anderer Fehler, der nicht hätte passieren dürfen, hat sich in den «Bücherspruch» Bl. 45 eingeschlichen. Die geschulten Palaeographen lesen «e» mit übergeschriebenen «i» nicht als «ei», sondern, wie es auch der Wortsinn verlangt, als «mein». Die Beschreibung der Miniaturen ist die denkbar peinlichste; ob es

dabei nicht übertrieben ist, Dinge, die man sieht, wortreich zu deuten? Auf Tafel 13 ist der auf dem Baume sitzende Affe «einen Apfel am Maul» haltend, bestimmt schlecht gesehen, denn auf dem Baume wachsen keine Äpfel und der Apfel ist, sieht man sich genauer den Blick des Tieres an, ein Spiegel, in dem er sich eitel betrachtet. Das hat dann auch einen symbolischen Sinn.

Die Ausstattung des Bandes ist geschmackvoll, kostspielig, vornehm: Papier für den Textteil = Alfa, holzfrei, Federleichtpapier; Papier für den Tafelteil = feinweißes, holzfreies Kunstdruckpapier. Die Herstellung der Clichés in der Clichéanstalt Hermann Denz AG., Bern; – Druck der Bildtafeln sowie des Textes: Buchdruckerei Keller & Co. AG., Luzern.

Man kann neugierig sein, was der zweite Band schöner Miniaturen aus den außerordentlich reichen ungehobenen Schätzen der Luzerner Bibliotheks- und Archivbestände heraufbefördern wird, vielleicht erfährt man dann auch etwas Näheres über das Programm der neuen und buchtechnisch recht sorgfältig gepflegten Sammlung, die die Schweizerische Bibliophile Gesellschaft mit dem gegenwärtigen Bande neu begonnen hat.

Zum Schlusse nur noch eine Notiz, zu Diensten der Geschichte Luzerner Handschriften: Die Zürcher Zentralbibliothek verwahrt unter der Nummer C 168 (App. 54) (in meinem Katalog Nr. 191) ein *Livre d'heures* aus dem 15. Jahrhundert mit einer Kirchweihnitz (Bl. 10r) *Dedicatio ecclesie Lucernensis*, womit der Rückschluß auf seine Herkunft aus Luzern erlaubt sein dürfte. – Endlich ein Wunsch: es möchte ein junger, vielleicht um eine Dissertation verlegener Mann, der palaeographisch und kunsthistorisch geschult oder schulbar ist, einmal eine Gruppe von Handschriften, wie z. B. gerade der *Livres d'heures*, in Schweizer Bibliotheken nachgehen und für die Schweiz den Anfang eines ähnlichen Unternehmens wagen, wie Leroquais es für Frankreich in so lobenswerter und musterhafter Weise getan hat. Von solchen Studien hätten dann auch die wissenschaftlich Interessierten etwas und es wäre methodisch richtiger, die Schätze an Miniaturen, die die Schweiz birgt, in dieser Weise auszuschöpfen.

L. C. Mohlberg, OSB.

HEKTOR AMMANN, *Alt-Aarau*. Zweite erweiterte Auflage. 140 Seiten. 80 Abbildungen. Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau 1944.

Wer es unternimmt, den Werdegang eines städtischen Gemeinwesens seit der Gründung zu schreiben, wird immer auch zeigen müssen, wie die Geschichte im Stadtbild ihren Niederschlag findet. Er wird also ein gut Teil Baugeschichte zu geben haben. Dies scheint mir in der knapp gefaßten Stadtmonographie des aar-

gausischen Staatsarchivars in besonders glücklicher Weise durchgeführt. Ausgehend von den natürlichen Voraussetzungen der geographischen Lage und der frühesten Besiedelung führt uns der Verfasser die verschiedenen Epochen jeweils auch in den sichtbaren Zeugen vor. Die mit Recht typische Geltung beanspruchende Stadtanlage von Aarau ist durch die günstige Lösung der Bahnhoffrage im großen ganzen unversehrt geblieben: die Bauten der Neuzeit, wie Banken, Post usw., die anderswo so oft das historische Gepräge zerreißen, konnten hier außerhalb entstehen, ohne dabei das pulsierende Leben abzudrosseln.

Zweierlei ist, abgesehen von der Stadtanlage an sich, in Aarau architektonisch bemerkenswert. Einmal der Typ des spätgotischen, in die Reihe gebauten Bürgerhauses mit dem straßenseitigen Giebel, der recht eigentlich das unverwechselbare Gesicht der Aarauer Altstadt bestimmt und der sich im Wesen gleichblieb, auch als im 18. Jahrhundert die Fassaden mit Stichbogenfenstern und neu geschnitzten Bügen à jour gebracht worden sind. Sodann der Spätklassizismus des frühen 19. Jahrhunderts, wie er in schlichter, reiner

Form im Regierungsgebäude, in der Kantonsbibliothek, im Säulenhause und im Herzoggut vertreten ist. Der Einfluß des Zeitgeschehens auf die Bautätigkeit ist hier besonders schön zu erkennen: in Bern, das damals eine ausgesprochene Depression durchlitt, finden sich aus dieser Zeit und in diesem Stil (dem letzten vor dem «Sündenfall der Architektur») nur ganz vereinzelte Beispiele, während es in Aarau, das nun seinen vielleicht besten Augenblick hatte, deren eine ganze Reihe gibt. Wie sich dies kundtat, mag jeder empfinden, der aus der Altstadt plötzlich in die freie Atmosphäre der Lauenzenvorstadt tritt.

Das kleine Buch bietet eine Fülle von Anregung. Kein Element, das irgendwie zum Aarauer Stadtbild gehört, ist außer acht gelassen. Dies gilt auch für die Illustration: sie enthält die wichtigsten topographischen Darstellungen, alte und neue Photographien und eine Vielzahl von Strichzeichnungen, auch einige Grundrisse. Den Abschluß bildet eine Bibliographie von Schriften über Aarau, wobei einmal mehr die unschätzbaren Verdienste des verstorbenen Historikers Walther Merz in die Augen fallen.

M. Stettler.